

Der Weg nach Norden dauerte ewig. Durch den fadenscheinigen Vorhang sah ich, dass wir uns außerhalb der alten Servianischen Mauer befanden und wohl zum Prätorianerlager wollten. Ich enthielt mich jeder Bemerkung. Wenn jemand Geheimnisse hat, soll er doch.

»Ja, ich hab einen Geliebten bei der Garde«, sagte Helena. War wohl als Witz gemeint. Ihre Vorstellung rauer Zärtlichkeit war ich: empfindsamer Liebhaber, treuer Beschützer, erfahrener Geschichtenerzähler und Mächtegern-Dichter. Jeder Prätorianer, der sie vom Gegenteil überzeugen wollte, würde von mir einen Tritt in den Arsch kriegen.

Wir umrundeten das Prätorianerlager und kamen auf die Via Nomentana. Kurz darauf hielten wir an, und Helena kletterte aus dem Tragestuhl. Ich folgte, überrascht, weil ich erwartet hatte, sie zwischen den Winterkohlpflanzen einer verödeten Handelsgärtnerei vorzufinden. Stattdessen hatten wir vor einer Villa angehalten, gleich hinter der Porta Nomentana. Die Villa war von beträchtlicher Größe, was mich erstaunte. Niemand, der genug Geld für ein vernünftiges Haus hatte, würde sich normalerweise entschließen, so weit außerhalb der Stadt zu wohnen, von der unmittelbaren Nähe zum Prätorianerlager ganz zu schweigen. Die Bewohner würden taub werden, wenn diese Volltrottel sich am Zahntag besoffen, und das ständige Trompeten und Exerzieren würde die meisten Menschen verrückt machen.

Die Gegend hier war weder Stadt noch Land. Es gab kein Bergpanorama, keinen Flussblick. Und doch hatten wir die Art hoher, nackter Mauern vor uns, die normalerweise komfortable Luxusvillen von Leuten umgeben, die nicht wollen, dass die Öffentlichkeit erfährt, was sie besitzen. Sollten wir daran zweifeln, kündeten die schwere Eingangstür mit dem antiken Delfinklopfer und die gepflegten, eingetopften Lorbeerbäumchen davon, dass hier jemand wohnte, der sich für etwas Besseres hielt (was nicht gleichbedeutend damit sein muss, dass er es tatsächlich ist).

Ich sagte immer noch nichts und durfte dabei helfen, die Ballen abzuladen, während meine Liebste zu der abschreckenden Eingangstür tänzelte und dahinter verschwand. Schließlich wurde ich von einem schweigenden Sklaven mit einer eng gegürteten weißen Tunika ebenfalls hineingeführt, durch einen traditionellen kurzen Flur zu einem Atrium geleitet, in dem ich mich aufhalten konnte, bis nach mir verlangt wurde. Ich war als überzählige Person eingestuft worden, die so lange wie nötig auf Helena warten würde – was stimmte. Abgesehen von der Tatsache, dass ich sie unter Fremden nie allein ließ, hatte ich noch nicht vor, nach Hause zu gehen. Ich wollte wissen, wo ich war und was hier geschah. Mir selbst überlassen, gehorchte ich schon bald meinen kribbeligen Füßen und machte mich auf Entdeckungstour.

Hübsch war es hier. Wirklich. Hier waren Geld und Geschmack ausnahmsweise mal eine erfolgreiche Verbindung eingegangen. Lichterfüllte Flure führten in jede Richtung zu freundlichen Räumen mit zurückhaltenden, etwas altmodischen Fresken. (Das Haus wirkte so still, dass ich dreist Türen öffnete und hineinsah.) Dargestellt waren architektonische Stadtlandschaften oder Grotten mit idyllischem Landleben. Die Räume waren mit gepolsterten Liegen und Hockern sowie in bequemer Reichweite stehenden Beistelltischen und eleganten Bronzekandelabern möbliert. Hier und da stand eine

Statue, dazu ein oder zwei Büsten der alten, unnatürlich gut aussehenden kaiserlichen Familie der Julier und Claudier und ein lächelnder Kopf von Vespasian, offenbar aus der Zeit vor seiner Ernennung zum Kaiser.

Ich nahm an, dass das Gebäude zu meinen Lebzeiten gebaut worden war. Das bedeutete neues Geld. Das Fehlen gemalter Schlachtszenen, Trophäen oder phallischer Symbole, zusammen mit dem Übergewicht von Frauenstühlen, ließ mich darauf schließen, dass ich mich im Haus einer reichen Witwe befand. Die Gegenstände und Möbel waren teuer, wenn auch zum Gebrauch ausgesucht statt als reine Dekorationsstücke. Die Besitzerin hatte Geld, Geschmack und einen Sinn fürs Praktische.

Das Haus war sehr ruhig. Keine Kinder. Keine Haustiere. Keine Kohlebecken gegen die Winterkälte. Offenbar fast unbewohnt. Hier tat sich nicht viel.

Dann hörte ich das Murmeln von Frauenstimmen. Ich folgte dem Geräusch, kam in einen Peristylgarten, so geschützt, dass an den wuchernden Rosenbüschen noch die eine oder andere Blüte hing, obwohl wir bereits Dezember hatten. Vier ziemlich verstaubte Lorbeerbäume bildeten die Ecken, und in der Mitte stand ein stillgelegter Springbrunnen.

Zwanglos schlenderte ich in den Garten und traf auf Helena Justina und eine andere Frau. Ich wusste, wer sie war, hatte sie schon früher gesehen. Sie war nur eine freigelassene Sklavin, eine ehemalige Palastsekretärin – und doch die vermutlich einflussreichste Frau im jetzigen Kaiserreich. Ich richtete mich auf. Wenn die Gerüchte darüber, wie sie ihre Stellung einsetzte, wahr waren, dann wurde in dieser isolierten Villa klammheimlich mehr Macht ausgeübt als in jedem anderen Privathaus von Rom.

Kapitel III

Sie hatten leise gelacht, zwei aufrechte, zivilisierte, unbefangene Frauen, die dem Wetter trotzten, während sie über den Lauf der Welt diskutierten. Helena hatte den lebhaften Ausdruck, der besagte, dass sie das Gespräch wirklich genoss. Das war selten; sie neigte dazu, ungesellig zu sein, außer mit Menschen, die sie gut kannte.

Ihre Gefährtin war doppelt so alt wie sie, unbestreitbar eine ältere Frau mit leicht abgespanntem Aussehen. Ihr Name war Antonia Caenis. Sie war zwar eine Freigelassene, aber eine von bedeutendem Status. Einst hatte sie für die Mutter des Kaisers Claudius gearbeitet. Dadurch hatte sie langjährige und enge Verbindungen zu der alten, diskreditierten kaiserlichen Familie, und jetzt besaß sie noch intimere mit der neuen. Sie war seit langen Jahren die Geliebte Vespasians. Als ehemalige Sklavin konnte sie ihn niemals heiraten, aber nachdem seine Frau gestorben war, hatten sie offen zusammengelebt. Jeder hatte angenommen, dass er sich ihrer, sobald er Kaiser geworden war, diskret entledigen würde, aber er nahm sie mit in den Palast. In dem Alter der beiden war das kaum noch ein Skandal. Die Villa gehörte wahrscheinlich Caenis; wenn sie immer noch herkam, musste sie hier inoffizielle Transaktionen durchführen.

Ich hatte gehört, dass so etwas geschah. Vespasian gefiel sich darin, zu reell für Machenschaften hinter den Kulissen zu erscheinen – und doch musste er froh sein, jemanden zu haben, dem er vertrauensvoll diskrete Vereinbarungen überlassen konnte, während er Distanz wahrte und sich nach außen hin nicht die Hände schmutzig machte.

Die beiden Frauen saßen auf einer mit Kissen gepolsterten niedrigen Steinbank mit Löwenfüßen. Als ich näher kam, drehten sie sich um und unterbrachen ihr Gespräch. Ich merkte, dass sie wegen der Unterbrechung verärgert waren. Ich war ein Mann. Das, worüber sie gesprochen hatten, befand sich außerhalb meiner Sphäre.

Was nicht heißt, dass es frivol gewesen wäre.

»Ach, da bist du ja!«, rief Helena.

»Ich hab mich gefragt, was mir entgeht.«

Antonia Caenis senkte leicht den Kopf und begrüßte mich, ohne dass ich ihr vorgestellt worden war. »Didius Falco.«

Meine Güte, die Frau war gut! Ich hatte ihr einst bescheiden Platz gemacht, als ich Titus Cäsar im Palast besuchte, aber das war schon einige Zeit her, und es hatte nie ein formelles Treffen gegeben. Ich hatte bereits gehört, dass sie intelligent war und ein phänomenales Gedächtnis besaß. Offenbar war ich entsprechend eingeordnet worden, aber ich welches Fach?

»Antonia Caenis.«

Ich stand, die traditionelle Haltung des Servilen in Gegenwart der Großen. Den Damen gefiel es, mich wie einen Barbaren zu behandeln. Ich zwinkerte Helena zu, die leicht errötete, vor Furcht, ich könnte auch Caenis zuzwinkern. Ich nahm an, Vespasians Geliebte konnte damit umgehen, aber ich war ein Gast in ihrem Haus. Außerdem war sie

eine Frau mit unbekanntem Palastprivilegien. Bevor ich riskierte, sie gegen mich aufzubringen, wollte ich herausfinden, wie mächtig sie wirklich war.

»Sie haben mir ein sehr großzügiges Geschenk gemacht«, sagte Caenis. Das war mir neu. Wie mir vor ein paar Monaten in Hispanien erklärt worden war, hatte Helena Justina einen Privatverkauf purpur gefärbten Stoffs aus Baetica im Sinn, sehr gut verwendbar für kaiserliche Roben. Das sollte ihr Wohlwollen einbringen, war aber nicht als geschäftliche Transaktion gedacht. Für die Tochter eines Senators besaß Helena ein überraschendes Geschick zum Handeln; wenn sie jetzt beschlossen hatte, auf eine Bezahlung zu verzichten, musste sie einen guten Grund dafür haben. Heute wurde ein anderes Geschäft abgeschlossen. Ich konnte mir denken, um was es ging.

»Ich kann mir vorstellen, dass Sie dieser Tage regelrecht mit Geschenken überhäuft werden«, bemerkte ich kühn. »Die reinste Ironie«, erwiderte Caenis ungerührt. Sie hatte eine kultivierte Palaststimme, aber einen trockenen Ton. Vespasian und sie hatten sich bestimmt oft über die Oberschicht lustig gemacht; sie zumindest tat das immer noch.

»Man glaubt, Sie können den Kaiser beeinflussen.«

»Das wäre vollkommen unschicklich.«

»Aber warum denn nicht?«, protestierte Helena. »Mächtige Männer haben immer ihren engen Freundeskreis, der sie berät. Warum sollten dazu nicht auch Frauen gehören, denen sie vertrauen?«

»Natürlich steht es mir frei zu sagen, was ich denke«, meinte die Gefährtin des Kaisers lächelnd.

»Aufrichtige Frauen sind eine Freude«, sagte ich. Helena und ich hatten vor kurzem einen Wortwechsel über die Knackigkeit von Kohl gehabt, der mir immer noch die Haare zu Berge stehen ließ.

»Ich bin froh, dass du so denkst«, kommentierte Helena. »Vespasian legt großen Wert auf brauchbare Vorschläge.« Caenis sprach wie eine offizielle Hofbiografin, obwohl ich spürte, dass dem eine häusliche Ironie zu Grunde lag, die der unseren ähnelte.

»Bei der Bürde, das Imperium neu aufzubauen«, meinte ich, »muss Vespasian ein Partner bei seinen Bemühungen höchst willkommen sein.«

»Titus bereitet ihm große Freude«, gab Caenis gelassen zurück. Sie wusste, wie man einen heiklen Punkt missverstand. »Und er setzt bestimmt auch Hoffnungen in Domitian.« Vespasians älterer Sohn war praktisch der Mitregent seines Vaters, und obwohl der jüngere sich ein paar Taktlosigkeiten erlaubt hatte, wurde er nach wie vor für formelle Pflichten eingesetzt. Ich hegte einen tiefen Groll auf Domitian Cäsar und schwieg, düster daran denkend, wie er mir die Galle hochtrieb. Antonia Caenis bedeutete mir schließlich, Platz zu nehmen.

Seit Vespasian vor drei Jahren Kaiser geworden war, vermutete die Öffentlichkeit, dass diese Dame ihr Leben genoss. Man glaubte, dass die höchsten Posten – Tribunat und Priesterschaft – auf ihr Wort hin vergeben wurden (gegen Bezahlung natürlich). Begnadigungen wurden gekauft. Entscheidungen wurden fixiert. Man munkelte, dass Vespasian diesen Handel ermutigte, der nicht nur seine Konkubine bereicherte und ihr zu größerer Macht verhalf, sondern ihm auch dankbare Freunde verschaffte. Ich fragte

mich, ob sie den finanziellen Gewinn teilten. Auf einer rein prozentuellen Basis? Oder nach einer gleitenden Skala? Machte Caenis Abzüge für ihre Ausgaben und Bemühungen?

»Falco, ich bin nicht in der Lage, Ihnen eine Gunst zu verkaufen«, verkündete sie, als hätte sie meine Gedanken gelesen. Ihr ganzes Leben lang mussten sich die Leute wegen ihrer Nähe zum Hof an sie rangewandt haben. Ihre Augen waren dunkel und wachsam. In den turbulenten, misstrauischen Zeiten der claudischen Familie waren zu viele ihrer Patrone und Freunde gestorben. Zu viele Jahre hatte sie in schmerzlicher Ungewissheit verbracht. Was immer in dieser eleganten Villa zum Verkauf stand, würde mit penibler Aufmerksamkeit behandelt werden, wobei sie den Wert genau im Auge behielt.

»Ich bin nicht in der Lage zu kaufen«, erwiderte ich offen. »Ich kann nicht mal Versprechungen machen.«

Das glaubte ich ihr nicht.

Helena beugte sich vor, um etwas sagen. Ihre blaue Stola glitt von ihrer Schulter und fiel ihr in den Schoß. Der Rand verfang sich in den Armreifen, unter denen sie die Narbe eines Skorpionstichs verbarg. Ungeduldig schüttelte sie die Stola los. Das Kleid darunter war weiß, formell. Ich bemerkte, dass sie eine alte Achatkette trug, die sie schon vor unserem Kennenlernen besessen hatte, unbewusst wieder die Senatorentochter spielte. Das würde ihr hier wenig nützen.

»Marcus Didius ist viel zu stolz, um für Privilegien zu zahlen.« Ich liebte es, wenn Helena so ernst sprach, besonders, wenn es dabei um mich ging. »Er würde es selbst nie erwähnen, aber er ist bitter enttäuscht worden – und das, nachdem ihm Vespasian persönlich angeboten hat, ihn in den Ritterstand zu erheben.«

Caenis hörte mit einem gewissen Unwillen zu, als hielte sie Klagen für schlechtes Benehmen. Zweifellos kannte sie die ganze Geschichte, wusste, was passiert war, als ich mir im Palast meine Belohnung abholen wollte. Vespasian hatte mir den gesellschaftlichen Aufstieg versprochen, aber ich wollte ihn an einem Abend einfordern, als Vespasian nicht in Rom war und Domitian über Gesuche entschied. Mir meines Erfolgs allzu sicher, hatte ich die Sache mit dem Prinzelein durchgefochten und den Preis dafür bezahlt. Ich besaß Beweise gegen Domitian in einer sehr ernsten Angelegenheit, und das wusste er. Nie hatte er gewagt, offen etwas gegen mich zu unternehmen, aber an dem Abend nahm er Rache und lehnte mein Gesuch ab.

Domitian war ein Flegel. Außerdem war er gefährlich, und ich hielt Caenis für klug genug, das zu erkennen. Ob sie allerdings den Familienfrieden mit einer entsprechenden Äußerung gefährden würde, war eine andere Sache. Doch wenn sie tatsächlich bereit war, ihn zu kritisieren, würde sie dann zu meinen Gunsten sprechen?

Caenis musste bereits wissen, was wir wollten. Helena hatte sich hier mit ihr verabredet, und als ehemalige Sekretärin des Hofes hatte sich Caenis natürlich kündigt gemacht, bevor sie den Bittstellern gegenübertrat.

Sie antwortete nicht, gab immer noch vor, sich nicht in Staatsangelegenheiten einzumischen.